Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3, L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlener Straße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzer Straße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 8393.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 568. **Freitag** den 7. November 1902. **96. Jahrgang.**

Der Reichskanzler über die parlamentarische Lage.

w. **Wien**, 7. November. (Privattelegramm.)

Die „Neue Freie Presse" erhält von ihrem Berliner Korrespondenten interessante Mitteilungen über die Anschauungen des Grafen Bülow über die Situation im Deutschen Reichstage und die Stellung der Regierung gegenüber den Parteien mit Bezug auf den Zolltarif. Insbesondere was die Obstruktion betrifft, hat sich Graf Bülow gegenüber einem Reichstagsabgeordneten folgendermaßen geäußert:

„Ich kann Sie versichern, daß das, was ich in meiner Reichstagsrede über die Obstruktion gesagt habe, optima fide gesprochen war. Ich bin fest überzeugt, daß die Obstruktion nicht nur das Ansehen des Parlaments untergräbt, sondern daß sie schließlich auch die Wirkung haben muß, das Funktionieren des parlamentarischen Mechanismus überhaupt zu stören und zu lähmen. Wenn man mit der Obstruktion erst einmal anfängt, so kommt man aus der Obstruktion überhaupt nicht mehr heraus. Eine Obstruktion gebiert die andere. Heute wird von links nach rechts obstruiert, morgen von rechts nach links. Wenn die Linke heute ein Gesetz, das die Rechte wünscht, durch Obstruktion verhindert, so kann sie sich darauf gefaßt machen, daß die Rechte morgen ein Gesetz verhindern wird, das die Linke wünscht. Heute macht die Linke Obstruktion gegen den Zolltarif, morgen wird vielleicht die Rechte Obstruktion gegen die Handelsverträge machen. Heute hält ein Sozialdemokrat eine Rede von drei Stunden, morgen wird ein Agrarier eine Rede von fünf Stunden halten. An Dauerrednern hat keine Partei Mangel. Es ist der Fluch eines Parlaments, daß es, wenn es mit der Obstruktion sich erst einmal eingelassen hat, sie nicht wieder los werden kann. Und schließlich kann das Parlament überhaupt kaum mehr etwas schaffen. Wenn immer eine Partei in Obstruktion ist gegen die andere, so gerät man allmählich in den Zustand des „Fortwurstelns" hinein. Das „Fortwursteln" können wir in Deutschland aber nicht brauchen. Am Tage, nachdem ich meine Rede gegen die Obstruktion gehalten hatte, las ich im „Vorwärts", in Italien hätten die Sozialdemokraten mit ihrer Obstruktion Erfolge erzielt. Die Herren vergessen, daß Italien nicht Deutschland ist. „Vérité au delà des Alpes, erreur en deçà", kann man mit einer Variation des bekannten Ausspruches von Pascal sagen. In Deutschland hat die Macht des Parlaments eine Grenze an der größeren Macht der Monarchie. Wenn die Obstruktion sich im Reichstag einbürgern würde, so würden die Folgen schließlich den Reichstag selbst treffen. Ich kann nur wiederholen: die Parteien, welche Obstruktion treiben, legen die Axt an die Wurzel des Baumes, in dessen Aesten sie sitzen.

Gerade die Sozialdemokratie sollte Bedenken tragen, den normalen Gang des parlamentarischen Lebens in Deutschland zu stören. Sie sollte sich darüber klar sein, daß die Hebung des Loses der arbeitenden Klassen, die sie anstrebt, nur auf dem Wege der Evolution zu erreichen ist, nicht auf dem Wege der Revolution. Eine Revolution ist in Deutschland nicht möglich. Die Linke mag gegen den Zolltarif reden und gegen ihn stimmen, aber es hat doch wirklich keinen Sinn, das Parlament durch künstliche Mittel daran verhindern zu wollen, daß es seine Entschlüsse faßt.

In parlamentarischen Kreisen höre ich die Meinung aussprechen, daß dem Regierungsentwurfe die Mehrheit in der dritten Lesung zustimmen werde. Wenn diese Meinung sich bewahrheitet, so nimmt die Linke eine schwere Verantwortung auf sich, indem sie das Zustandekommen eines Gesetzes, das von einem großen Teile des deutschen Volkes gewünscht wird, dadurch unmöglich macht, daß sie die Mehrheit des Reichstages, welche geneigt wäre, diesem Gesetze ihre Zustimmung zu geben, gewaltsam verhindert, ihren Willen zu äußern. Ich weiß auch gar nicht, welches eigentlich das politische Endziel der Obstruktionisten ist. Einen Personenwechsel infolge der Tarifkämpfe werden sie nicht erreichen. Den Zolltarifkahn können die Wellen verschlingen, die Schiffer aber werden nicht untergehen."

Zum Schlusse faßt der Korrespondent die Ansicht des Reichskanzlers dahin zusammen: Der Reichskanzler hofft, daß die Linke von selbst die Obstruktion aufgeben werde. Tut sie das nicht, so bleibt es der Mehrheit des Reichstages überlassen, Mittel zur Bewältigung der Obstruktion zu finden. Von einer Zurückziehung der Vorlage oder Auflösung des Reichstages ist in gouvernementalen Kreisen nicht die Rede.

Politische Tageschau.

* **Leipzig**, 7. November.

Aus dem Reichstage.

Wie man auch über die „Reichstaulen" denken und urteilen mag, die durch ihre Absenz den Reichstag gelegentlich beschlußunfähig machen: das muß man jedenfalls anerkennen, daß eine fast übermenschliche Geduld dazu gehört, mit dem Wunsche nach einer Verständigung über die Zollfragen im Herzen den jetzigen Verhandlungen beizuwohnen. Und doch muß diese Geduld geübt werden, wenn nicht jede Hoffnung auf ein günstiges Resultat schwinden soll. Gestern zeigte das Haus sogar eine etwas zunehmende Präsenz in der ungefähren Höhe von 250 Mitgliedern, und zwar einschließlich der stark besetzten äußersten Linken, die bisher ihre Taktik lediglich auf die Verschleppung gerichtet hat, ohne Versuch, durch Nichtbeteiligung die Beschlußunfähigkeit des Hauses herbeizuführen. Man hält die Zeit dazu offenbar noch nicht für gekommen. Um so mehr Veranlassung hat die Mehrheit, nicht nachzulassen, sondern ihre Präsenz noch zu verstärken, um das Heft für alle Fälle in der Hand zu behalten. Die zum § 2 gestellten sozialdemokratischen Anträge wurden abgelehnt, nachdem auch der nationalliberale Abg. Bassermann die Forderung, daß die Bundesratsbeschlüsse über die Tara dem Reichstage zur Genehmigung vorgelegt würden, unterstützt hatte. Die den Anträgen namentlich vom Standpunkte der Handelsinteressen entgegenstehenden Gründe wurden vom Unterstaatssekretär von Fischer geltend gemacht. Eine Niederlage erlitt die Taktik der Opposition beim § 5, der in 14 Nummern Zollbefreiungen festsetzt. Die Sozialdemokraten hatten fast zu allen Nummern kleine Abänderungs- und Zusatzanträge gestellt und verlangten über alle getrennte Diskussionen. Das eingestandene Motiv dieses Verlangens war es natürlich, der Mehrheit die Abkürzung der Verhandlungen, zu der sie entschlossen ist, nach Möglichkeit zu erschweren und allen Schlußanträgen zum Trotz eine lange Reihe von Dauerrednern zum Worte kommen zu lassen. Da man damit nicht durchdringen konnte, schlugen die Sozialdemokraten aus Anlaß dieser Geschäftsordnungsfrage eine namentliche Abstimmung und eine Anzahl langer Geschäftsordnungsreden heraus, so daß nach Ablehnung ihres Verlangens die materielle Verhandlung über § 5 auf heute vertagt werden mußte. — Ueber die „Verständigungsaktion" hörte man gestern in den Wandelgängen fast gar nichts, und was in der Presse darüber verlautet, ist nicht geeignet, vertrauensselig zu stimmen. Die „Köln. Ztg." glaubt allerdings melden zu können:

„Die konservative Fraktion ist durch die Erkrankung ihres greisen Vorsitzenden v. Levetzow in ihrer Aktion stark behindert; dazu kommt, daß die Presse des Bundes der Landwirte bei jedem Anzeichen davon, daß ein angesehener konservativer Parlamentarier die Initiative zu einer Einigung mit der Regierung ergreifen könnte, sofort Lärm schlägt. Unter solchen Umständen war nur das Zentrum im stande, die Führung der Mehrheits-Parteien in dieser Angelegenheit zu übernehmen. Aber auch in der Zentrumspartei schlt es seit dem Tode Liebers trotz der immerhin ansehnlichen Zahl einflußreicher Parlamentarier in ihren Reihen an einem Führer, der auf die Gesamtpartei einen maßgebenden Einfluß besäße. Deshalb, sowie aus dem Grunde, weil die Wünsche, betreffend die Gestaltung des Zolltarifs, im Zentrum noch in manchen Beziehungen auseinandergingen, hat diese Partei mit der Initiative zu einer Verständigungsaktion so auffallend lange gezögert. Jetzt aber hat das Zentrum sich dazu entschlossen, Schritte zu tun, die zu einer Einigung zwischen den Mehrheitsparteien und der Regierung führen sollen. Da auf allen beteiligten Seiten der feste Wille zur Erreichung dieses Zieles vorhanden ist, wird man das Gelingen erwarten dürfen."

Aber die „Köln. Volksztg." erklärt, für die Fraktion des Zentrums könne mit Bestimmtheit versichert werden, daß Vergleichsverhandlungen zu der behaupteten Zeit in keiner Weise begonnen worden seien. Aus dem Kreise der konservativen Fraktion höre man ganz dasselbe versichern. Es scheine sicher zu sein, daß in den letzten acht Tagen kein hervorragendes Mitglied der Mehrheitsparteien mit dem Reichskanzler gesprochen habe:

„Von „Vergleichs"verhandlungen im eigentlichen Sinne könnte naturgemäß überhaupt erst dann die Rede sein, wenn seitens der Reichsregierung in irgend einer Weise die Geneigtheit zum Entgegenkommen betätigt würde. So lange das nicht der Fall ist und seitens der Regierung nur das Bestreben gezeigt wird, die einfache Annahme der Regierungssätze bei den Agrarzöllen durchzusetzen, wird man keinen Schritt weiter kommen. Das ist bis jetzt unverändert die Lage seit Beginn der zweiten Lesung im Plenum. Auf beiden Seiten stehen die Parteien fest, ohne aus ihren Verschanzungen herauszukommen, wie einst Gustav Adolf und Wallenstein bei Nürnberg in befestigten Lagern einander gegenüber standen. Derweil geht kostbare Zeit verloren. Die Regierung will anscheinend warten, bis die Mehrheit des Reichstages, und voraus die Konservativen, mürbe werden, um dann bei dem unabweislichen Nachgeben besser davon zu kommen. Während dessen rückt aber der Zeitpunkt immer näher, wo die Arbeitskraft eines diätenlosen Reichstages erschöpft ist und die Bestimmung über die Beschlußfähigkeitsziffer zum wirksamen Werkzeug der Obstruktion werden muß."

Ganz richtig scheint diese letztere Meldung allerdings nicht zu sein. Wenigstens erfährt die „Nat.-Lib. Korr." aus Reichstagskreisen, ein Teil der Versuche, einen Ausgleich herbeizuführen, richte sich darauf, die Zollsätze für landwirtschaftliche Maschinen um ein Weniges herabzusetzen. Hiernach scheint man wenigstens auf konservativer Seite positive Vorschläge machen zu wollen.

Der neue Erzbischof von Köln.

Nicht ganz nach dem Herzen der ultramontanen Heißsporne und vielleicht nicht einmal völlig nach den intimsten Wünschen des die Wahl vollziehenden Domkapitels ist gestern der der preußischen Regierung genehme frühere Weihbischof Fischer von Köln zum Erzbischof dieser Diözese gewählt worden, nachdem aus der von uns mitgeteilten Kandidatenliste Professor Dr. Esser-Bonn, Domkapitular Kreutzwald-Köln und Pfarrer Krichel-Gladbach als der Regierung „minder genehm" gestrichen worden waren. Es ist unseres Wissens seit längerer Zeit der erste Fall, daß ein mit dem Rechte der Nachfolge ausgestatteter Weihbischof durch die Wahl der Domkapitulare wirklich zum Träger des Krummstabes gemacht wird. Die früher an erster Stelle genannten Kandidaten sind in der Versenkung verschwunden; auch mit dem angeblichen „Kandidaten des Kaisers", dem Abt von Maria-Laach, war es nichts. Wohl aber wird der Kirchenfürst für den Kandidaten auch des Kaisers gelten dürfen, der seine Ansprache zur Eröffnung der Aachener Heiligtumsfahrt am 9. Juli dieses Jahres zu einem lebhaften Echo der kurz zuvor gehaltenen Aachener Kaiserrede machte und von der Bewunderung Leos XIII. für „unsern herrlichen Kaiser" sprach, der, nach der Aeußerung des Papstes, „etwas von dem Geiste Karls des Großen in sich trage". Man hat damals diese Rede an manchen Stellen als Kandidatenrede ausgelegt und in Dr. Fischers gleichzeitiger Preisgebung der Echtheit der Aachener Reliquien zu Gunsten des Geistes ihrer Verehrung die geschickte Hand eines Mannes erblickt, der Zeit und Menschen zu nehmen verstehe. Jedenfalls ist der neue Erzbischof ein gründlich gebildeter Mann, der ursprünglich dem höheren Lehrstande angehörte. Aus jener Zeit stammt wohl auch sein eifriges Bestreben, die katholische Jugend den Marianischen Kongregationen zuzuführen. Kirchenpolitisch trat der geistliche Herr bisher nicht besonders hervor, sondern widmete sich vornehmlich der religiösen Seite seines Amtes. Bemerkenswert aber ist es, daß die „Germania" versichert, der neue Erzbischof sei ein begeisterter Freund der katholischen Presse. Wir würden es lieber gesehen haben, wenn man uns hätte ver-

---

Feuilleton.

6]

Das Findelkind.

Roman von Ernst Georgy.

Nachdruck verboten.

„Erna erwidert deine Liebe in gleichem Maße?"

Werner stutzte. „Nein, Onkel!" erwiderte er ehrlich. „Das wäre auch gar nicht möglich; aber sie hat mich gern. Sie weiß, daß ich hier vor dir stehe!"

„So — so! Und wie alt bist du?"

„Dreiundzwanzig geworden!"

„Hast du Schulden? Sei offen!"

Der Leutnant senkte den Kopf: „Ja!"

„Wie viel?"

„Gegen achttausend Mark!"

„Und wie groß ist dein Zuschuß monatlich?"

„Dreihundert Mark!"

„So? Dann mußt du ja recht leichtsinnig gewirtschaftet haben!" sagte Bolmann ernst. „Hast du im Jen verloren?"

„Zum Teil, aber den anderen Teil bei Rennwetten!"

Der Kaufmann sprang empor. Er trat zu dem jungen Mann und legte wohlwollend die Hand auf seine Schulter. „Aus unseren Fragen und Antworten magst du selbst ersehen, daß du noch nicht der Mann bist, dem man sein Kind anvertraut. Wenn — —, aber nein, mein Junge, ich will in dir keine unnützen Hoffnungen erwecken! Geh heim, und wenn du einige Jahre älter bist, dann verlieb dich in irgend ein anderes hübsches Mädchen! Ich bleibe dein Freund! Kein Mensch soll von unserer heutigen Auseinandersetzung erfahren. Adieu, mein Junge!"

„Onkel, ist das dein letztes Wort?" rief Werner verzweifelt. Er blickte in Bolmanns energisches Gesicht. Darauf war keine Hoffnung zu lesen. Darum stürzte er fort, aufs Geratewohl durch die Stadt, in einer blinden, bedrückenden Verzweiflung.

Ernas Vater sah mitleidig hinter dem Davoneilenden her. Dann aber richtete er sich auf. Langes Nachdenken über Gefühle war nicht seine Art. Hoch aufgerichtet durchschritt er die Bureaus und fuhr zur Börse. Nachdem er dort seine geschäftlichen Angelegenheiten erledigt hatte, trat er auf seinen Freund Hennig zu: „Komm mit in die Weinstube, Alexander, ich möchte verschiedenes mit dir besprechen!" —

Lange Zeit saßen die langjährigen Freunde beieinander. Hennig war der bei weitem Aeltere, Bolmann dafür bedeutend klüger. Der Wein löste ihnen die Zungen. Alte Familienbeziehungen wurden hervorgesucht und besprochen. Erst nach und nach kam man auf die Kinder. Nun öffnete Bolmann das Visir. In knappen Worten, durch Zahlen illustriert, erklärte er seine Absichten mit Erna und Eduard. Dessen Vater war mit allem einverstanden. Sie besprachen die Vorteile dieser Ehe rein geschäftlich, ohne an Ernas Wünsche dabei zu denken.

Noch am gleichen Abend nahm Hennig seinen Sohn vor. Schon nach kurzem Gespräch mit ihm konnte er aus seinem Benehmen ersehen, daß Eduard ernstlich in Erna verliebt war. Nüchtern hielt er dem jungen Manne seine Aussichten als Ernas Gatte vor. Darauf ließ er sich von ihm Schweigen geloben und offenbarte ihm dann, als dem zunächst Beteiligten, ein Geheimnis des Bolmannschen Hauses, das, — außer ihm, seiner Gattin und den Eltern Reckenburg, — keinem Menschen in ganz Hamburg bekannt war.

Zuerst war Eduard sprachlos vor Ueberraschung und bestürmte den Vater mit Fragen. Dann aber sagte er, cynisch lächelnd: „Nun, mir kann es nur angenehm sein, denn es nimmt ihr weder ihre Reize, noch hat es den alten Geizhals vermocht, ihre Mitgift zu verringern. Er zahlt doch sofort in Bar aus?"

„Selbstverständlich!"

„Das ist mir die Hauptsache, Vater. Bei einer so reichen und so schönen Frau gibt es keine weiteren Bedenken. Von morgen ab belagere ich die entzückende Festung ernstlich!"

Drittes Kapitel.

Eine Katastrophe.

Frau Majorin von Reckenburg saß auf dem Sofa. Ihr länglliches Gesicht, das schon sonst sich nicht gerade durch Beweglichkeit auszeichnete, war vor Staunen förmlich versteinert. Das hatten die Annalen der Familie denn doch noch nicht zu verzeichnen gehabt! War ganz Hamburg toll oder stand nur bei ihr das Haus auf dem Kopfe? — Seit dieser Otto von Sondheim in der Villa eingezogen war, schien alles wie verwandelt. Vom frühen Morgen ab durchschallte jubelndes Lachen und Singen das Haus. Jede Stunde konnte man auf einen anderen tollen Streich gefaßt sein. Bald standen alle Kippes verkehrt, hingen die Bilder vertauscht in den Zimmern. Bald erschien der Diener und servierte klares Wasser anstatt der Suppe, eine Marzipan-Gans an Stelle der gebratenen. Und die Verlegenheit des armen Johann erweckte noch tollere Ausgelassenheit. Nach dem Abendbrot rollten die jungen Herren die Teppiche zusammen, sie, die Majorin, mußte an den Flügel und aufspielen, und dann wurde bis tief in die Nacht getanzt. Hausgesetze, gesetzte Familiensitten gab es nicht mehr.

Wie ein Sturmwind war der schneidige, bildhübsche Offizier in die steife Hamburger Gesellschaft gefahren. Alle standen in seinem Bann, von dem ältesten Greise bis zum jüngsten Kinde. Vater Hennig, der Major, Bolmann, alle amüsierten sich über ihn. Die Mädchen, bis auf die kleine Braut, Grete Hennig, waren von seiner frischen Grazie hingerissen. Und wenn er bei Bolmanns in der Villa war, so schleppte er sicher den vor Wonne strahlenden kleinen Felix umher. Keiner konnte sich ihm entziehen.

Jetzt aber schien der Gipfelpunkt erreicht. Ihre leicht entzündbare Tochter Anna schmachtete längst in seinen Banden. Nur die stolze, kalte Erna hatte ihm bisher widerstanden. Wer sie aber jetzt beobachtete, wie sie, strahlend vor Uebermut, mit blitzenden Augen und heißen Wangen, neben ihm am Boden kniete, um zum Tanzen den Teppich fortzurollen, der erkannte sie nicht wieder. Aller verbitterter Mismut war abgestreift, ein lachendes, glückstrahlendes Kind war geblieben. Erna hatte den hülfsbereiten Johann fortgeschickt und legte selbst Hand an beim Fortschleppen der Sachen. Später wirbelte sie am Arm des jungen Offiziers durch das Gemach. Ihre Schönheit war so hinreißend, daß sie selbst ihren Eltern aufs neue auffiel.

Herr Bolmann stand im Herrenzimmer und schaute durch die geöffnete Tür in den Nebenraum. Er erblickte Eduard Hennig, der mismutig gegen einen Schrank gelehnt stand und mit brennenden Augen die Bewegungen Ernas verfolgte. Leise rief er ihn durch ein paar Worte an seine Seite. „Nun, Eduard, was sagst du dazu?" sagte er halblaut. „Mir scheint, deine Aktien stehen schlecht!"

Der junge Kaufmann knirschte mit den Zähnen und murmelte einen englischen Fluch. „Bei dir scheinen sie auch gesunken, lieber Onkel! Auch du läßt dich, trotz deiner Antipathie gegen das Militär, von diesem Glücksritter betören! Ich verstehe es allerdings nicht, dich durch billige Schmeicheleien bei erem Baby einzufangen!"

„Glücksritter?" wiederholte der Kaufmann fragend.

„Nun, bemerkst du denn nicht, welche schlaue Mache sich hinter dieser Maske verbirgt? Sondheim ist ein wilder Spieler, weitet bei jedem Rennen und sitzt bis über die Ohren in Schulden. Nebenbei ist er ein verrufener Mädchenjäger, der schon viele Duelle hinter sich hat!"

„Ueber Junge, ich glaube, deine Eifersucht läßt dich übertreiben. Dieser sonnige, offene Mensch sollte — — —"

„Bitte, wende dich mit einer ernsten Frage an Hellmut", unterbrach Eduard ihn heftig. „Sondheim hat selbst gesagt, daß er die Hamburger Urlaubstage noch als Galgenfrist auskosten wolle. Ja, er hoffe sogar, sich eine reiche Hamburger Erbin einzufangen und sich dadurch vor der Verabschiedung zu retten. Ich glaube wohl, daß Erna mit ihrem Geld und ihrer Schönheit ihm als Rettungsanker gerade recht wäre. Aber die Suppe werde ich ihm versalzen."

Bolmann schüttelte ungläubig den Kopf und betrachtete sinnend den jungen Kaufmann, dessen Antlitz vor Haß förmlich entstellt war. „Ich kann es mir kaum vorstellen, Eduard. Ich war immer ein guter Menschenkenner und habe mich eigentlich selten getäuscht."

„Du treibst mich dazu, dir Beweise zu schaffen!" erwiderte der junge Mann. „Ich werde dazu leicht im stande sein durch Hellmuts und andere Verbindungen, die ich meinerseits habe. Das hat mir mein Vetter schon gesagt: So lange Sondheim nüchtern ist, ist er der prächtigste Mensch. Sobald er aber drei oder vier Gläser Champagner getrunken — —

„Müh dich nicht unnütz, ich habe gar nicht so viel Interesse für den mir völlig gleichgültigen Offizier. Der wird dir nicht in die Quere kommen, denn eine Heirat zwischen ihm und meiner Erna ist völlig ausgeschlossen. Da läge mir doch eine Verbindung des Kindes mit Werner, den ich als brav kenne, weit näher." — Er wandte sich erklärter ab, denn Eduards Art und Weise hatte ihm heute zum ersten Male mißfallen. — Dieser blieb zähneknirschend stehen und überlegte. Am liebsten hätte er seine Sache bei dem geliebten Mädchen noch heute zum Austrag gebracht und sich ihre Hand gesichert. Jedoch seine Lebensklugheit riet ihm, sich vorläufig noch zurückzuhalten. Erna übersah ihn seit Sondheims Anwesenheit ostentativ. So lange dessen Reiz unmittelbar auf sie einwirkte, war mit ihr nichts anzufangen. Daß er nach seiner Abreise nicht weiter wirkte, dafür mußte er sorgen. Beweise sammeln. Ja, das wollte er. Er kannte den Geldmann, mit dem der Freund seines Vaters arbeitete. Solche Menschen waren in das Privatleben ihrer Schuldner stets eingeweiht. Dort würde er alle Auskünfte bekommen, die er

SLUB
Wir führen Wissen.